

HIERONIM GRALA  
(Warszawa)

HERRN PROFESSOR FRANK KÄMPFER ZUR ANTWORT

Als ich an die Abfassung der Arbeit über Ivan Michajlovič Viskovatyj, eine der führenden Persönlichkeiten des Moskauer Hofes in der Zeit Ivans IV. des Schrecklichen heranging, habe ich mich von den methodologischen Prinzipien, die in der Einleitung dieser Arbeit dargelegt sind, leiten lassen: Das beabsichtigte Ziel war nicht eine Monographie über diese Epoche mit der Titelgestalt im Hintergrund, sondern eine Biographie Viskovatys im eigentlichen Sinne, in der die Ereignisse der Epoche entsprechend dem bedeutendem Anteil, den Viskovatyj an ihnen hatte, ausführliche Berücksichtigung finden<sup>1</sup>. Diese Zielsetzung hat neben dem Hauptzweck, der aus dem Wesen einer Biographie selbst entspringt, die Lösung noch einer weiteren Aufgabe ermöglicht, nämlich die Darstellung des Modells einer Beamtenkarriere im Moskauer Staat des 16. Jahrhunderts, in der schwierigen Anfangszeit der russischen Bürokratie.

Das Buch selbst wie auch die gewählte Form der Darstellung des Themas haben unter den Spezialisten zu meiner ehrlichen Zufriedenheit einen großen Widerhall gefunden, dessen Folge zahlreiche Rezensionen sind, unter denen auch polemische Stimmen nicht fehlen<sup>2</sup>.

Unter den kritischen Meinungen gehört die Rezension von Professor F. Kämpfer von der Universität Münster, die in „Kwartalnik Historyczny“ (2/1997, S. 119–122) veröffentlicht wurde, zu den schärfsten. Bevor ich aber zu den einzelnen Punkten dieser Rezension Stellung nehme, möchte ich die Anschauung des Rezensenten, mein Interesse für die altrussische Geschichte sei vor dem Hintergrund der Errungenschaften der „traditionell nach Westen schauenden“ polnischen Historiographie merkwürdig (S. 119), richtigstellen. Dieses einem nicht kleinen Teil der westlichen Historiographie eigene, aber von Grund auf falsche Axiom, basiert nur auf einer Voraussetzung, nämlich der mangelnden Kenntnis der polnischen Sprache, in der der größte Teil des Ertrags unserer Wissenschaftler veröffentlicht wurde. Trotzdem ist der Beitrag der polnischen Historiographie zur Forschung allein der Epoche Ivans IV. so bedeutungsvoll, daß man sich z. B. eine kompetente Arbeit über den Livländischen Krieg, die sich auf die Werke von W. Zakrzewski, W. Nowodworski, J. Natanson Leski, S. Bodniak,

<sup>1</sup>H. Grala, *Ivan Michajlov Viskovatyj. Kar'era gosudarstvennogo dejatela w Rossii XVI v.*, Moskva 1994, S. 3–4, 6. Ich wurde zur Wahl gerade einer solchen Darstellungsform durch das musterhafte Studium von Andrzej Mężyński (A. Mężyński, *Jan Działyński. 1829–1880*, Wrocław 1987) inspiriert; daraus wurde auch die Idee einer „gemischten Biographie“ entlehnt (ibidem, S. 9–10; vgl. Grala, op. cit., S. 3–4).

<sup>2</sup>Bis jetzt sind die Rezensionen von B. Dąb-Kalinowska (Barok, Bd. III, 1996, H. 2(6), S. 270–272), I. V. Kurukin (Voprosy Istorii, 1997, Nr 7, S. 168–169), M. V. Dmitriev (Otečestvennaja Istorija, 1997, Nr 5, S. 176–178), E. Keenan (Russia Mediaevalis, Bd. IX, H. 1, 1997, S. 151–161) und I. Auerbach (ibidem, S. 203–205); in Vorbereitung — die kritische Besprechung der ganzen Diskussion von A. L. Choroškevič (Russia Mediaevalis, Bd. X, H. 1).

J. Jasnowski, K. Piwarski und H. Kotarski nicht beruft, kaum vorstellen kann. Es ist möglich, daß meine Vorliebe für die in der Form traditionellen, aber handwerklich ausgezeichneten Studien, auf die ich mich oft gestützt habe, bei dem Rezensenten den Eindruck erweckte, ich hätte mich zu sehr durch die „konservative“ positivistische Historiographie beeinflussen lassen, die vom Rezensenten fälschlicherweise mit der russischen wissenschaftlichen Tradition identifiziert wurde (S. 121). Die historiographische Ebene hat übrigens für das Wesen unserer Auseinandersetzung keine erstrangige Bedeutung.

Einen beachtlichen Platz unter den Einwänden des Rezensenten nimmt die Frage des gegenseitigen Verhältnisses zwischen dem Zaren und seinem Kanzler. Die Schlußfolgerung, daß sich in der Arbeit keine „Indizien für eine Beziehung zwischen Herr und Diener“ (S. 120) befinden, entspricht jedoch nicht den Tatsachen. Es lohnt sich, an das in dem Buch angeführte maßgebende Zeugnis der Ex-Opričniki Johann Taube und Eilhardt Kruse über die herzliche Beziehung des Monarchen zu seinem Kanzler „den er doch als seine eigene Seele geliebet“ hat, und an das von dem Zaren in Anwesenheit von schwedischen Botschaftern ausgedrückte Urteil von dem „nahen und treuen Berater“ (vgl. Grala, S. 238, 382) zu erinnern. Es sind übrigens die einzigen Quellen nachweise, die das Verhältnis Zar-Kanzler unmittelbar zum Inhalt haben. Das gegenseitige Verhältnis beider Gestalten wird aber in den vielen Episoden der diskutierten Biographie ausreichend klar; es spiegelt sich u. a. in der Haltung Viskovatyjs während der Verhandlungen 1549 und in seinem eifrigen Engagement in der Frage der Sukzession des Ivan Ivanovič während der Eidkrise im Jahr 1553 wider (vgl. Grala, S. 65–66, 72–75, 100–101, 108, 112). Während der ganzen Zeit seiner Karriere hat Viskovatyj konsequent seine unerschütterliche Treue dem Monarchen gegenüber demonstriert, und eben dies hat — zusammen mit seinen hervorragenden diplomatischen Fähigkeiten — ihm seine herausragende Stellung an der Seite des Zaren für viele Jahre gesichert und das Überstehen der aufeinanderfolgenden Krisen an der Machtspitze erleichtert (vgl. Grala, S. 145–146, 238–239, 299). Wie mir scheint, bedürfen die gut dokumentierten Fakten nicht noch eines zusätzlichen Kommentars. Ähnlich stellt sich die Frage der angeblich in der Arbeit verschwiegenen Persönlichkeitszüge von Viskovatyjs dar. Seine vielmals unterstrichene Treue dem Monarchen gegenüber, seine während der dynastischen Krise gezeigte Entschiedenheit, seine aktive Opposition gegen die an des Zemščina geübten Repressionen (Grala, S. 364–365), seine tapfere Haltung angesichts des Todes, seine Weigerung die Vergebung des Zaren zu suchen, die er hätte erlangen können, wenn er dafür den ihm vorgeworfenen Verrat gestanden hätte, und endlich — dafür gibt es in der Epoche Ivans IV. keinen Präzedenzfall — das Verfluchen der Schinder und die Vorladung des Zaren vor Gottes Gericht (vgl. Grala, S. 366<sup>3</sup>), all dies spricht doch für sich selbst. Die in der Arbeit angeführten anerkennenden Äußerungen seitens der Ausländer — darunter die Meinung seines litauischen Gegenspielers Ostafi Wołowicz — bilden hier den besten Kommentar (vgl. Grala, S. 369, 381–382).

Ich bin überzeugt, daß die Rekonstruktion eines gegenseitigen Verhältnisses von zwei historischen Gestalten ausschließlich auf Grund der Quellen-überlieferungen, in diesem Fall von sehr spezifischen und wenigen, durchgeführt werden kann. Anderer Meinung ist vermutlich der Rezensent, wenn er es für einen Nachteil der Arbeit hält, daß es bei der Darstellung der Beziehung zwischen dem Zaren und dem Kanzler am

<sup>3</sup>Umfangreicher, siehe H. Grala, *Upadek „moskiewskiego kanclerza”*. *Iwan Wiskowaty i Iwan IV Groźny w 1570 r.*, KH, Bd. 101, 1994, H. 1, S. 67.

entsprechendem psychologischen Kontext mangelt und dabei nachdrücklich das Problem der seelischen Instabilität des Monarchen betont (S. 120). Ob aber das Wiederholen der allgemein bekannten Wahrheiten und Beurteilungen, die ein wesentlicher Bestandteil fast aller zeitgenössischer Biographien Ivans IV sind, wirklich so unentbehrlich war, um den Kanzler des Zaren zu charakterisieren? Statt sich in die notwendigerweise sekundären Ausführungen über die psychische Disposition des Monarchen einzulassen, wäre es besser die Handlungsweise Viskovatys zu beschreiben — und zwar nicht durch Definitionen, sondern durch die Schilderung konkreter Ereignisse. Die häufige Erwähnung der düsteren Wirklichkeit der Opričnina, die in aufeinanderfolgenden Wellen wilden Terror die Lebenskraft des Staates vernichtete und gemäß dem Befehl des Zaren aufgrund von Vorwürfen, die dieser sich in den meisten Fällen eingegeben hatte, einen beachtlichen Teil der politischen Klasse beseitigte (vgl. Grala, S. 291, 299, 304–305, 308–310, 363–368), fordert doch keine zusätzliche Erläuterung. Übrigens scheint die Diskussion über die pathologischen Aspekte der Psyche Ivans IV. nicht beendet zu sein. Die aufeinanderfolgenden Diagnosen sprechen von Psychosen, Gemüterschütterung in der Kindheit, Wahnsinn, psychischer Instabilität, die durch physische Beschwerden bedingt wurde (Syphilis, Knochendegeneration) etc. Vom medizinischem Standpunkt aus bleiben sie alle nur Hypothesen, die sich auf Stichprobenzeugnisse stützen<sup>4</sup>. Die Knappheit dieser Daten berechtigt aber den Historiker nicht, die seinem Fach angemessenen Instrumente durch Methoden aus dem Rüstzeug eines Psychoanalytikers zu ersetzen.

Endlich — die Psyche des Monarchen hatte für unsere Arbeit keine große Bedeutung, denn im Lichte des gesammelten Materials erscheint uns die Biographie von Viskovatj als ein Musterbeispiel für den Lebenslauf eines „Bürokraten“ von niedriger Herkunft, für den der treue und ehrliche Dienst für den Monarchen mit dem Dienst für die Staatsraison gleichbedeutend ist. Diese Haltung, überhaupt charakteristisch für viele seiner Zeitgenossen, stimmte nicht nur mit den Anschauungen des Zaren und seiner Umgebung über das Wesen der Selbstherrschaft überein, sondern entsprach auch den Traditionen der Umgebung des Kanzlers, aus der dieser hervorging. Die Konsequenz einer solchen Haltung war aber nicht blinde Unterordnung unter den Willen des Zaren. So hat dieser, doch von der Laune des Zaren abhängige homo novus in der Bojarenduma in der konkreten Situation nicht gezögert, kluge Verbesserungen vorzuschlagen (Zemskij sobor 1566 — vgl. Grala, S. 298). Die Biographie des Kanzlers bringt auch Beweise dafür, daß er angesichts des Konflikts zwischen der Staatsraison und der ungehemmten Hochmut der Macht mehrmals eine würdige und zurückhaltende Haltung bewahrte (Verhandlungen 1570, vgl. Grala, S. 317–318) und sich sogar zur Polemik gegen den Mißbrauch aufraffen konnte, indem er die Opričnina kritisierte (vgl. Grala, S. 364–365). Trotz aller dieser Distanzierung gegenüber seinem Monarchen hat er diesem „veroj i pravdoj“ gedient, denn gerade dieser Dienst war sein Stolz und seine Berufung.

Am Rande der Bemerkungen über den psychischen Zustand des Monarchen ist es wert, die Meinung des Rezensenten über die Historiographie dieser Materie ein wenig zu korrigieren. Zwar schätzen wir auch die sehr inspirierenden Erwägungen amerika-

<sup>4</sup>In der Frage der Treffsicherheit dieser Diagnosen — besonders der Erkennung des Wahnsinns — nimmt übrigens der Rezensent selbst eine reservierte Stellung ein; siehe F. Kämpfer, *Ivan (IV.) der Schreckliche 1533–1584*, in: *Die russische Zaren 1547–1917*, hrsg. H.–J. Toerke, München 1995, S. 40; vgl. F. Kämpfer / G. Stökl, *Rußland an der Schwelle der Neuzeit: Die Herrschaft Ivans IV. Groznoj*, in: *Handbuch der Geschichte Rußlands*, Bd. 1, 2, Stuttgart 1988, S. 932–933.

nischer Historiker hoch, können aber nicht mit der Meinung übereinstimmen, daß die physischen und seelischen Beschwerden Ivans IV. „für die sowjetisch–russische Historiographie insgesamt kein Thema“ waren (S. 120). Dieses Problem — übrigens von dem russischen Gelehrten P. I. Kovalevskij in die Historiographie eingeführt — haben in ihren Arbeiten u. a. V. B. Kobrin und A. L. Choroškevič betont<sup>5</sup>.

Es fordert Widerspruch auch die mangelhafte Sammeldefinition heraus, mit welcher der Rezensent sich gegenüber dem Ertrag der russischsprachigen Historiographie bedient. In Anbetracht ihrer, trotz aller ideologischer Entstellungen und trotz des häufigen Präsentismus unzweifelhaften Erfolge scheint es uns nicht zweckmäßig, heute gegenüber den russischen Kollegen eine belehrende Haltung einzunehmen.

Etwas anderer Art sind die Bedenken des Rezensenten gegenüber dem Kapitel der Arbeit, das den Umständen des Niedergangs des „moskovitischen Kanzlers“ gewidmet ist. In seiner Stellungnahme zu meinen diesbezüglichen Darlegungen drückt der Rezensent sogar zweimal seine Skepsis über den Wert der Quelle aus, die über den Verlauf der grausamen Hinrichtung von Viskovatj berichtet. Leider fehlte hier das wichtigste Element, nämlich die Präzisierung, welches der von mir zusammengestellten Zeugnissen er für „zweifelhaft“ und „dubios“ hält (Kämpfer, S. 120), wird doch die vom Rezensenten bezweifelte Einzelheit über die Verteilung Viskovatjys findet sehr wohl Bestätigung in einer Reihe von glaubwürdigen Überlieferungen sowohl westlicher als auch russischer Provenienz: 1) in dem Brief des litauischen Vizekanzlers Ostafi Wołłowicz — immerhin einer unbestreitbaren Autorität in den Moskau betreffenden Fragen und eines der Oberen des Geheimdienstes der Rzeczpospolita — an Mikołaj Krzysztof Radziwiłł „dem Waisen“ vom 23. November 1570: „pieczętarza swego po członkam rozbirać kazał“, 2) in der Piskarevskaja Letopis’: „car’ povele kazniti diaka Iwana Viskovatogo po sustavam rezati“, 3) in dem bekannten Bericht von Albert Schlichting (vgl. Grala, op. cit., S. 388–389)<sup>6</sup>.

Die Zweifel des Rezensenten, die mir übrigens angesichts der anderen zahlreichen und gut dokumentierten Morde Ivans IV. schwer erklärlich erscheinen, betreffen sicherlich den Bericht von Schlichting, der von uns ausführlich nicht nur in seiner lateinischen, sondern auch in der umfangreicheren polnischen Variante benutzt wird. Die bisherige Entwicklung der Studien über das Traktat Albert Schlichtings erbrachte keine ernstesten Argumente dafür, den Wert dieser Quelle zu leugnen. Die Tatsache, daß sie eine Rolle als politisches Pamphlet gespielt hat, das König Sigismund II August zur Verhinderung diplomatischer Kontakte zwischen dem Apostolischen Stuhl und Moskau benutzte und das dann — via Kompilationen von Alessandro Guagnini und Paul Oderborn — zu der Grundquelle der antimoskovitischen Propaganda in Westeuropa wurde, kann ihre fundamentalen Vorteile nicht tilgen. Als solche müssen gelten: 1) die beachtliche Informiertheit über die Angelegenheiten des Moskauer Hofes, die Schlich-

<sup>5</sup>P. I. Kovalevskij, *Ioann Groznyj i ego duševnoje sostojanie*, Charkov 1893; V. B. Kobrin, *Ivan Groznyj*, Moskva 1989, S. 23–25; idem, *Ivan Groznyj: Izbrannaja rada ili opričnina?*, in: *Istoria otečestva. Ljudi, idei, rešenija. Očerki istorii Rossii IX–načala XX w.*, Moskva 1991, S. 159–160; A. L. Choroškevič, *Carskij titul Ivana IV i bojariskij „mjatež“ 1553 goda*, Otečestvennaja Istorija 1994, nr 3, S. 24–25. Siehe auch D. M. Glagolev, *Duševnaja bolezn’ Ioanna Groznogo*, in: *Russkij Archiv*, 1902, S. 500–515.

<sup>6</sup>Über die Hinrichtung von Viskovatj siehe auch H. Grala, *Upadek* (ibidem, S. 67–69 Besprechung der Quellen). Der Brief von Wołłowicz siehe Archiwum Główne Akt Dawnych (Warszawa), Archiwum Radziwiłłów, Dział V, nr 17959, S. 206; das Zeugnis von Piskarevskaja Letopis’ siehe *Polnoje sobranie russkich letopisej* (weiter — PSRL), Bd. 34, Moskva 1978, S. 191. Den ungewöhnlich drastischen Charakter der Hinrichtung bestätigt auch ein bekannter Bericht der zwei deutschen Flüchtlinge; siehe *Poslanija loganna Taube i Elerta Kruze*, izd. M. G. Roginskij, *Russkij Istoričeskij Žurnal*, 1922, nr 8, S. 51.

ting als Diener und Dolmetscher des Leibarztes Ivans IV. erworben hatte, 2) die lange Dauer seines Aufenthaltes in Moskau (6 Jahre) und 3) seine persönlichen Begabungen: er war als Gefangener noch erfolgreich als Spion der Rzeczpospolita tätig<sup>7</sup>.

Eine große Bedeutung für die Glaubwürdigkeit von Schlichtings über die Ereignisse vom Juli 1570 hat auch der Umstand, daß der Bericht praktisch unmittelbar nach der Flucht Schlichtings in die Rzeczpospolita verfaßt wurde, so daß seine Erinnerungen an die nicht lange zurückliegenden Verbrechen noch ganz frisch waren. Trotz einiger chronologischer Ungenauigkeiten gilt das Traktat von Schlichting in der Fachliteratur fast allgemein als eine der wertvollsten Quellen für die Forschung über die Epoche der Opičnina. Diese Ansicht schien — und das sogar im Hinblick auf das „Moskauer Blutgericht“ — übrigens auch der Rezensent zu teilen, als er über die „sadistische Raffinesse“ der damaligen Exekutionen schrieb<sup>8</sup>. Bei dieser Gelegenheit ist noch zu erwähnen, daß eines der Haupthindernisse, Komplexstudien an dem Text des Berichtes vorzunehmen, mittlerweile beseitigt wurde. Es war dies der scheinbare, angeblich während des Zweiten Weltkrieges erfolgte Verlust, seiner früher nicht erforschten deutschsprachigen Fassung, die von einem Teil der Historiker zum Urtext des Berichts erklärt wurde. Dem Autor gelang es vor kurzem die im Bestand des Bayerischen Hauptstaatsarchiv aufbewahrte „Eine kurtze Erzelung von des moskovitischen Tyrannen Basili selten und grausamen tyrannischen Regiment“ als dieses scheinbar verlorene Manuskript zu identifizieren<sup>9</sup>. Der Vergleich dieses Textes mit der lateinischen Fassung und mit der vor kurzen entdeckten umfangreichen polnischen Redaktion soll viele Zweifel beseitigen<sup>10</sup>.

<sup>7</sup>Über Schlichting siehe H. F. Graham, *A Brief Account of the Character and Brutal Rule of Vasil'evich, Tyrant of Muscovy (Albert Schlichting on Ivan Groznyj)*, in: *Canadian-American Slavic Studies*, IX, 1975, 2, 206–208; Ergänzungen zum Biogramm von Schlichting siehe H. Grala, *Upadek*, S. 64–65. Seine Spionagendienste erwähnt das Privileg des Königs Sigismund II August von 1572, siehe Rossijskij Gosudarstvennyj Archiv Drevnich Aktov (Moskva), Fond 389. Litovskaja Metrika, Bd. 51, S. 303: „A nam Hospodaru i Rieczipospolitoj panstw naszich ustawicznie służył, posłom i goncom naszım i wsiech sprawach nieprijiatskijskich szto wiedati mog, pewnuju wıedomost' dawał“. Es fehlen dagegen irgendwelche Quellengrundlagen, um den Moskauer unter die Opičnina zu zählen (so F. Kämpfer, G. Stökl, op. cit., S. 955).

<sup>8</sup>Siehe F. Kämpfer, *Ivan*, S. 43; vgl. F. Kämpfer, G. Stökl, op. cit., S. 921. Über den Wert der Quelle siehe u. a. S. B. Veselovskij, *Issledovanija po istorii opričniny*, Moskva 1963, S. 72–76; A. Kappeler, *Ivan Groznyj im Spiegel der ausländischen Druckschriften seiner Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte des westlichen Rußlandbildes*, Frankfurt/M.–Bern 1972, S. 55–56; H. F. Graham, op. cit., S. 211–212. In der Historiographie hat man auch den hohen informativen Wert der deutschen Flugblätter betont, die in beträchtlichem Maße auf dem sensationellen Bericht von Schlichting basierten; siehe A. Kappeler, *Die letzten Opičninajahre (1569–1571) im Licht dreier zeitgenössischer deutscher Broschüren*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* (weiter — JfGO), Bd. 19, 1971, S. 29–30. Siehe auch H. Grala, *Zu Werk und Person Albert Schlichtings*, in: *Bayern und die russische Länder*, hrsg. H. Beyer–Thoma, München (im Druck).

<sup>9</sup>Siehe Bayerisches Hauptstaatsarchiv (München), Kurbayern Äußeres Archiv, Bd. 4424 (Moscowitische Sachen, II), K. 1–34v.: Die erste Erwähnung des Münchner Manuskriptes siehe G. V. Forsten, *Archivnye zaniatija v Berline, Dresdene i Mjunchene po istorii skandinavskogo Severa v XVI i XVII stoletijach*, *Žurnal Ministerstva Narodnogo Prosvješčenija*, Bd. 244, 1886, S. 38; von den erfolglosen Versuchen, das Manuskript nach 1945 zu finden, siehe Ch. Proksch–Treplin, *Die Aufzeichnungen Albert Schlichtings als historische Quelle*, Erlangen 1952, S. 5 (das vervielfältigte Manuskript der Doktorarbeit); A. Kappeler, *Ivan Groznyj*, S. 56–57; H. F. Graham, op. cit., S. 210.

<sup>10</sup>Über die lateinische Version ausführlich Ch. Proksch–Treplin, op. cit., S. 5–9; vgl. H. F. Graham, op. cit., S. 205, 208–209; über die polnische Redaktion siehe H. Grala, *Upadek*, S. 65; Schwierigkeiten für die Forschung über den Bericht Schlichtings, die aus dem Mangel des polnischen oder des deutschen Urtextes resultierten, hob vor nicht langer Zeit A. Kappeler hervor; siehe A. Kappeler, *Die deutschen Flugschriften über Moskowiter und Iwan den Schrecklichen im Rahmen der Rußlandliteratur des 16. Jahrhunderts*, in: *Russen und Rußland aus deutscher Sicht 9.–17. Jahrhundert*, hrsg. M. Keller, 2. Aufl., München 1988, S. 155.

Nicht mit Kritik gespart hat der Rezensent bezüglich meiner Hypothese hinsichtlich der Ursache von Viskovatjys Auftritt während der Synode 1553/1554 und bezüglich des Zusammenhangs, der vermutlich zwischen der Kritik des Kanzlers an den neuen unter der Aufsicht des Metropoliten Makarij gepflegten Tendenzen in der altrussischen Malerei und dem damals gespannten Verhältniss zwischen Ivan IV. und dem ranghöchsten Vertreter der russischen orthodoxen Kirche besteht. Die uns von dem Rezensenten unterstellte Inspiration durch die „Kremlologie“ trifft, obwohl literarisch effektiv, die Sache überhaupt nicht: Der Kampf um die Macht war doch weder eine Erfindung der sowjetischen Epoche, noch ein Monopol der bolschewistischen Elite. In meinen Erwägungen präsentistische Inspirationen zu suchen (Rivalität zwischen dem Staats- und Parteiapparat in der SU als Analogie zum Konflikt zwischen dem Zaren und der orthodoxen Hierarchie (!) — vgl. Kämpfer, S. 121) ist durchaus unberechtigt. Zwangsläufig entsteht der Verdacht, daß sogar der Rezensent sich zu sehr über die gängigen Urteile der populären sowjetologischen Literatur erregt hat, die dazu neigte, dem Objekt ihres Interesses eine übermäßige Erfindungsgabe in der Sphäre der Soziotechnik zuzuschreiben. Im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit waren die Konflikte zwischen der weltlichen Macht und der Kirche keine besonders außergewöhnliche Erscheinung, warum sollte also gerade der Moskauer Staat gänzlich davon verschont geblieben sein? Übrigens fehlen in der Epoche Ivans IV. nicht Beispiele für eine hartnäckige Bekämpfung jeglicher Anzeichen von „Ungehorsam“ der Kirche durch die weltliche Macht, wobei die gegenüber den trotzigem Hierarchen vorgebrachten Vorwürfe oft Beschuldigungen kanonischer Dimension beinhalteten. Hier genügt es an die Auseinandersetzung mit dem Metropoliten Filip zu erinnern. Der Rezensent darf zwar meine Hypothese als eine „zu phantasievolle Intrigen-Story“ einschätzen (S. 121), aber bei einer so radikalen Kritik sollte er den von uns angegebenen Argumenten etwas mehr entgegenstellen als nur die ehrliche Überzeugung, daß das heftige Auftreten des Kanzlers allein nur von religiösen Motiven diktiert wurde. Ich erinnere also noch einmal an die wichtigsten Elemente meiner Hypothese. Zwischen dem Zaren und dem Metropoliten entstanden seit der Zeit der Stoglav-Synode (1551), als Ivan IV. zum ersten Mal einen energischen Versuch unternahm, sich die orthodoxe Kirche unterzuordnen, scharfe Meinungsverschiedenheiten. Die Emanzipation des Monarchen gegenüber seinem ehemaligen Mentor, sein mißlungener Angriff auf die kirchlichen Güter, die zweideutige Haltung Makarijs während der dynastischen Krise von 1553 — das alles weist eindeutig auf eine heftige Verschlechterung der Beziehung zwischen dem Alleinherrscher und dem „Oberhirten“ von Rußland hin. Eine Reihe der damaligen Entscheidungen des Zaren wie: der Ausschluß Makarijs von der Teilnahme am Regentschaftsrat im Jahre 1552, die strenge Überwachung des Metropoliten während seiner Gespräche mit dem litauischen Boten Jan Hajka, wobei es symptomatisch ist, daß diese Aktion von Viskovatjy geführt wurde, und die dem Metropoliten als Antwort auf das Sendschreiben des litauischen Herren Rada aufgezwungene bittere Deklaration „a nam do tech del dela net“, was eigentlich ein offenes Bekenntnis des Verlustes von Position und Einfluß bedeutete (vgl. Grala, S. 134–136), illustrieren dies ausreichend. Um die Erhaltung seiner Stellung kämpfend konzentrierte sich Makarij auf die Auseinandersetzung mit den Häretikern und unter denen, gegen die sich die kirchlichen Untersuchungen richteten, befand sich — sicher nicht zufällig — der ehemalige Liebling des Zaren, der „Greise“ Artemij. Bevor aber die offizielle Position der Hierarchie triumphierte, kam es dazu, daß sich der Metropolit mit einem anderen Gegner messen sollte, nämlich mit Viskovatjy, dessen heftiger Angriff auf die von Makarij unterstützten

„Neuerungen“ eigentlich die Rechtgläubigkeit des Oberhirten selbst in Frage stellte. Unabhängig von der schwierig zu klärenden Frage der religiösen Anschauungen des Kanzlers, geben einige Umstände seines Auftritts viel zu denken. Warum setzte die von ihm geführte Kampagne gegen die neuen Ikonen erst nach dem Beginn der Kontroverse zwischen dem Zaren und dem Metropoliten ein? Warum fiel der Höhepunkt der Kampagne gerade mit den Untersuchungen in den Angelegenheiten um Matvej Baškin und Artemij zusammen, die am Hof gut bekannt waren? Warum mied der Metropolit — immerhin der bedeutendste theologische Geist des damaligen Rußlands — die Synodediskussion mit dem Kanzler und stellte sich ihr erst unter dem Druck des Monarchen? Warum entging der Kanzler, der etwas für die Moskauer Tradition Unmögliches — die Erzwingung einer offiziellen Untersuchung seiner „Zweifel“ (sumnenija) im höchsten kirchlichen Gremium — wagte — ernsteren Konsequenzen nach dem von ihm erlittenen Mißerfolg? Warum weist die weitere politische Karriere des Kanzlers in der Zeit dieser dreijährigen Epithemie nicht die geringsten Spuren einer Wirkung auf, wofür der spektakulärste Beweis die aktive Teilnahme des Kanzlers an der religiösen Zeremonie zur Beschwörung des Waffenstillstands mit Litauen im Februar 1556 ist? Das alles führt uns auf eine logische Weise zur Schlußfolgerung, daß in der Konfrontation mit Makarij ein Mächtigerer als der Metropolit hinter Viskovatj stehen mußte — nämlich der Zar selbst (vgl. Grala, S. 141–144). Nebenbei gesagt, ist diese Hypothese nicht phantastischer als die von dem Rezensenten an anderer Stelle zugelassene Möglichkeit, daß die wirkliche Ursache für das Auftreten Viskovatjys seine persönliche Abneigung gegenüber dem für die kritisierten Ikonen und Fresken mitverantwortlichen Popen Silvester sei<sup>11</sup>.

Entsprechend dieser These sollte also der weltliche Würdenträger um seiner privaten „invidia“ willen mit der höchsten kirchlichen Instanz in eine theologische Auseinandersetzung treten, wobei er nicht nur gegen den einflußreichen Geistlichen aufgetreten sein, sondern auch den Metropoliten und sogar den Zaren gegen sich gehabt haben soll! Es ist nicht schwierig abzuschätzen, welche von den beiden Hypothesen hinsichtlich des Auftritts dieses klugen und vorsichtigen Politikers — Inspiration des Zaren oder eigener Abenteuersinn — wahrscheinlicher ist. Die Hypothese Kämpfers erscheint noch mangelhafter, wenn man mit ihm annehmen würde, daß der Kanzler mit der Kritik an den neuen Ikonen auch in Konflikt mit den religiösen und ästhetischen Ansichten des Monarchen selbst geraten ist (S. 121). Als Beweis für diese These nennt der Rezensent die Tatsache, daß der Zar Kloster Hilandar einen Altarvorhang stiftete, der mit den vom Kanzler kritisierten bildlichen Darstellungen verziert war. Der Rezensent suggeriert dabei, daß der Monarch selbst aktiv am Entwurf der „extravaganten“ Komposition des Altarvorhangs teilgenommen hat (S. 121)<sup>12</sup>. Diese These hat aber zahlreiche Schwächen: Erstens — die Katapetasma wurde erst 1555 gefertigt, also schon einige Zeit nach dem Synodebeschuß, der zwangsläufig den vorher von Viskovatj in Frage gestellten Kompositionen kanonische Merkmale verliehen hat; außerdem

<sup>11</sup>F. Kämpfer, G. Stökl, op. cit., S. 888–889. Wir nutzen die Gelegenheit und erlauben uns, zwei dort gegebene Informationen zu korrigieren: Silvester war keineswegs der Protopope, und die von Viskovatj provozierte Konzilsdiskussion kann nicht als „Prozeß um die Häresie“ gegen den Kanzler bezeichnet werden (so S. 888), denn immerhin trat der erfolglose Denunziant dort als Verteidiger der Orthodoxie auf, und außerdem richtete sich die ihm auferlegte Strafe nicht gegen seine religiösen Überzeugungen, sondern gegen den Bruch des Verbots für die Laien, sich theologischen Fragen anzunehmen (vgl. H. Grala, *Ivan Michajlov Viskovatj*, S. 143).

<sup>12</sup>Siehe F. Kämpfer, *Ivan Groznyj und Hilandar*, in: JfGO, Bd. 19, 1971, S. 499–519 (besonders S. 518–519).

fiel die Schenkung des Altarvorhangs durch den Zaren in die Zeit der Versöhnung zwischen Ivan IV. und Makarij<sup>13</sup>.

Zweitens — es fehlen überzeugende Beweise für ein persönliches Engagement Ivans IV. bei der Erstellung des Altarvorhangentwurfs; viel wahrscheinlicher scheint hier die Beteiligung des Metropoliten Makarij, der in der Moskauer Ikonographie neue Bildinhalte förderte. Drittens — die Empfänger der Gabe des Zaren waren doch die Almosenier–Mönche vom Berg Athos, also Vertreter derselben geistlichen Umgebung, deren Meinung — natürlich mit der seinen übereinstimmend (!) — Makarij für geeignet hielt, als einen maßgebenden Beweis für den Irrtum des Kanzlers in die Synodematerialien einzuführen. Beim Empfang der frommen Gäste vom Berg Athos hatte der Moskauer Oberhirte doch einen beachtlichen Anteil<sup>14</sup>. In der Tat ist die Rekonstruktion des ikonographischen Geschmacks des Zaren auf einem so unsicherem Grund reine Spekulation und kann nicht als Beweis für die Existenz von Diskrepanzen in dieser Frage zwischen Ivan IV. und seinem Kanzler angesehen werden.

Der Vorwurf des Rezensenten, ich hätte den seelischen Aspekt des Auftritts Viskovatyjs ignoriert, indem ich ihn als den „agent–provocateur“ (S. 121) des Zaren betrachtet habe, entspringt vermutlich aus Versehen in meinem Buch enthaltenen Aussagen über die Intensität des religiösen Interesses des Kanzlers und über seine aufrichtige Verbundenheit gegenüber der orthodoxen Tradition (siehe Grala, S. 420, 425–426, 433–435). Eine andere Sache ist es, daß die von dem Kanzler öffentlich zum Ausdruck gebrachte Kritik an der durch den Metropoliten unterstützten Ikonographie verhältnismäßig leicht in eine formelle Anklage gegen Makarij übergehen konnte, was nur mit Genehmigung des Monarchen selbst geschehen konnte, dem allerdings die Schwächung der Autorität des noch immer einflußreichen Metropoliten sicher sehr willkommen war.

Der Rezensent hat auch energisch meinen Versuch, den geistigen Zustand Viskovatyjs zu beurteilen, in Frage gestellt (S. 121). Dem liegt hier sicher unser unterschiedliches Verständnis des Begriffes „Tip intelekta“ zugrunde. Meiner Beurteilung nach, umfaßt dieser Begriff Wissen, geistigen Horizont und Bildung; hier ist natürlich auch Platz für Religiosität, aber es ist nicht möglich, den strittigen Begriff nur mit „Geist, Glauben und Seele“ (S. 121) zu identifizieren. Geist und Spiritualität sind doch keine tautologischen Begriffe. Aber für Erwägungen zum Thema der Seele des Kanzlers würde es intimerer Zeugnisse bedürfen; der Bericht der Synodedebatte — abgefasst von offiziellen kirchlichen Kreisen, die Viskovatyjs Anschauungen abgeneigt waren — und der lakonische Beschluß der Synode über seine Schuld und Strafe eignen sich nicht besonders dafür.

Einen eigenständigen Bereich innerhalb der Kontroversen zwischen dem Rezensenten und mir bildet die Geschichte der Außenpolitik des Moskauer Staates in den Jahren 1549–1570, die übrigens — den früher erwähnten methodologischen Voraussetzungen entsprechend — in der Arbeit nur als Kontext und Hintergrund, nie als Hauptzweck der Darstellung dient.

<sup>13</sup>Über den Aufenthalt der Almosenier und das Geschenk des Zaren siehe PSRL, Bd. 13, Moskva 1965, S. 253, 278; PSRL, Bd. 29, Moskva 1965, S. 236, 253. Über die Befriedung zwischen dem Zaren und dem Metropoliten siehe H. Grala, op. cit., S. 144–146.

<sup>14</sup>Über den Gebrauch des Zeugnisses der „Greise“ vom Athos in den Konzilsmaterialien siehe E. B. Emčenko, I. V. Kurukin, *K izučeniju publikacij „Dela Viskovatogo“ i formirovanija ego sostava*, Archeografičeskij Ježegodnik za 1983 god, Moskva 1985, S. 73–74.



Besonders unangenehm — ich meine in Gegensatz zum Inhalt des Buches — ist der Vorwurf eines gewissen Russozentrismus bei der Darstellung der damaligen diplomatischen Verhältnisse zwischen dem Moskauer Staat und seinen Nachbarn. Der Rezensent hat aber keine Beweise vorgebracht, um die Richtigkeit seiner Vorbehalte in der Frage „der diffizilen Verhandlungen der russisch–polnischen Diplomatie“ (S. 121) zu dokumentieren. Ich hoffe, daß er nicht die in der Arbeit beschriebenen Akte eines bis dahin ungekannten Terrors gegenüber den jagellonischen Gesandten im Jahre 1570 (vgl. Grala, S. 310–318)<sup>15</sup> in Gedanken hatte. Der Vorwurf des Rezensenten findet auch keine Stütze in den in der Arbeit enthaltenen Beschreibungen der strengen und würdevollen Haltung der litauischen Diplomaten — u. a. Stanisław Kiszka, Stanisław Dowojna, Ostafi Wołłowicz und Jerzy Chodkiewicz — während der zahlreichen Missionen vor 1570 (vgl. Grala, op. cit., S. 63–67, 72–73 — im Jahre 1549; 115–120 — im Jahre 1553; 285–288 — im Jahre 1563/1564; 293–295, 299–300 — im Jahre 1566). So erhebt sich die Frage, ob der Rezensent die oben erwähnten umfangreichen Stellen nicht übersehen hat. Weil keine konkreten Vorwürfe gemacht wurden, können wir nur vermuten, daß ihm eine betont negative Beurteilung des Moskauer Expansionsismus fehlt, doch ist die Beweiskraft der auf den Seiten des Buches genannten Quellenzeugnisse in dieser Hinsicht eindeutig genug, und meine vielerorts im Buch zum Ausdruck gebrachte Übereinstimmung mit der schon klassischen Monographie von J. Natanson Leski bedarf keines zusätzlichen Kommentars<sup>16</sup>. Analog sieht es in der Frage der schwedisch–russischen Beziehungen aus, deren notwendigerweise komprimierte Darlegung weitere Vorwürfe des Rezensenten provozierte (S. 121–122). Daß ich bei der Darstellung des Besuchs der schwedischen Gesandtschaft 1556 die merkwürdigen und recht übermütigen Ausführungen des Moskauer Monarchen über eine angeblich niedrige Herkunft der schwedischen Herrscherdynastie der Vasa wiedergab, weil es für das Verständnis des politischen Kontextes und des Klimas dieser Verhandlungen unverzichtbar war, berechtigt dem Rezensenten nicht, mir zu unterstellen, ich hätte die Haltung der russischen Diplomatie übernommen. Die von mir vertretene Einstellung „relata refero“ beruht auf der selbstverständlichen Voraussetzung, daß es in diesem Abschnitt des diskutierten Buches nicht in erster Linie um die politischen Verhältnisse zwischen Rußland und Schweden, sondern um die Teilnahme Viskowatyjs an den damaligen Verhandlungen geht. Um der Genauigkeit willen ist noch hinzuzufügen, daß dieser Abschnitt des Buches keinerlei Grundlage für den vom Rezensenten erhobenen Vorwurf bietet: Es ist dort nämlich durchaus die Rede von der absichtlichen Beleidigung der schwedischen Gesandten durch Ivan IV., von der konsequenten Mißachtung der Person des schwedischen Monarchen, und endlich vom Vergnügen des Zaren ausländische Diplomaten mit Hilfe so drastischer Mittel zu erniedrigen (vgl. Grala, S. 210–212). Der Aufmerksamkeit des Rezensenten entgingen auch der Abschnitt über die Eigentümlichkeit der späteren schwedisch–russischen Verhandlungen und besonders über den dramatischen Verlauf der Mission des Bischofs von Abo, Paul, wie auch die im Buch enthaltene Feststellung über die schändliche Behandlung der ausländischen Diplomaten durch die Opričnina (vgl. Grala, S. 309–310, 314–315)<sup>17</sup>.

<sup>15</sup>Vgl. auch H. Grala, *Upadek*, S. 60–63.

<sup>16</sup>Siehe H. Grala, *Ivan Michajlov Viskowatyj*, dem Index gemäß. Das Problem der antijagellonischen Inhalte in der imperialen Ideologie Ivans IV. des Schrecklichen wurde von mir ausführlich an einer anderen Stelle besprochen, siehe H. Grala, *K izučeniju russkoj gosudarstvennoj sfragistiki XVI v. (Litovskije „kolumny“ na Bolšoj gosudarstvennoj pečati Ivana IV. Groznogo)*, in: *Russia Mediaevalis*, Bd. IX,1, S. 78–104.

Neben bei bemerkt — die Formulierung des Rezensenten scheint zu suggerieren, daß bei den Bemühungen Ivans IV., mit Hilfe des schwedischen Hofes Katharina Jagellonica in die Hand zu bekommen, außerpolitische Erwägungen (S. 122 — „nicht nur aus politischen Kalkül“), sicher jedoch auch persönliche Motive, nämlich die Rachsucht für das vergebliche Freien („vergeblich gefreit“, ebenda) eine nicht geringe Rolle gespielt haben. Diese ungewöhnliche Werbung hat der Zar selbst abgebrochen, allerdings erst angesichts der übertriebenen Bedingungen von seiten der Abgesandten Sigismunds II. August<sup>18</sup>. Es besteht kein Zweifel, daß seine späteren Bemühungen, „carskjuju nevestu Ekaterinu“ in seine Hände zu bekommen, nicht von gekränktem männlichen Ehrgeiz, sondern von kühlem politischen Kalkül motiviert waren: Der Besitz einer solchen Geisel würde ihm eine große Überlegenheit in den Beziehungen zum polnisch-litauischen Hof sichern, und könnte ihm angesichts der abzusehenden Erlöschung der männlichen Linie der jagellonischen Dynastie gute Aussichten auf diese Thronfolge eröffnen. So eine Unternehmung würde natürlich eine offizielle Eheschließung Ivans IV. mit Katharina erfordern; daß die Bemühungen des Zaren genau dieser Absicht entsprangen, geht aus dem Zeugnis der offiziellen Chronik über die Entsendung einer Bojarendelelegation an die schwedische Grenze im Februar 1567 hervor. Diese Bojarendelelegation sollte die Jagellonin von den Beamten Eriks XIV. übernehmen und mit entsprechenden Ehrenbezeugungen dem „Bräutigam“ übergeben (vgl. Grala, S. 302). Die Tatsache, daß Ivan IV damals mit Maria „der Čerkessin“ verheiratet war, stellte kein Hindernis dar; es sei nur daran erinnert, daß der Zar — noch mit Maria Nagoj verheiratet — am englischen Hof um Maria Hastings freite! Den Platz Katharinas im politischen Kalkül des Zaren dokumentiert am besten die im Posolskij Prikaz sorgfältig angelegte Sammlung aller von ihrem Schicksal in Schweden berichtenden Erwähnungen, die die Voraussetzung erfüllten, die angebliche Gunst der Jagellonin für den Zar zu beweisen<sup>19</sup>. Was die Kontroverse um den ungewöhnlichen Charakter der Mission des Nils Gyllenstierna angeht, ist zu bemerken, daß der Zar sich vielleicht schon früher — durch Tretjak Pušečnikov (so Kämpfer, S. 122<sup>20</sup>) — um die Übergabe Katharinas bemühte, aber im Jahre 1567 lag die Initiative zu den Verhandlungen doch beim schwedischen Herrscher. Erik XIV. hatte bei den Handlungen seiner Brüder und Berater ununterbrochen Anzeichen für Verschwörungen gesucht und strebte damals mit allen Kräften danach, das Ansehen der Krone zu heben. Der König

<sup>17</sup>Vgl. H. Grala, *Upadek*, S. 60–63.

<sup>18</sup>Siehe *Pamjatniki diplomatičeskich snoženij Moskovskogo gosudarstva s Polsko-litovskim*. T. III. 1560–1571 (SIRIO, Bd. 71), StPbg. 1892, S. 38–41, 43–45 (Moskauer Verhandlungen vom Februar 1561); eine inhaltsreiche Zusammenfassung der Stellungnahmen der beiden Seiten enthält das Protokoll der Verhandlungen der Bojarenkommission mit der litauischen Abordnung unter dem Vorsitz von Jerzy Chodkiewicz vom 11. Dezember 1563 (ibidem). Über die Grundlage und den Verlauf der Brautwerbung des Zaren siehe S. Arnell, *Die Auflösung des livländischen Ordensstaates. Das schwedische Eingreifen und die Heirat Herzog Johans von Finnland 1558–1562*, Lund 1937; vgl. E. Tibergh, *Zur Vorgeschichte des Livländischen Krieges. Die Beziehung zwischen Moskau und Litauen 1549–1562*, Uppsala 1984, S. 193–202. Zur Beurteilung der Absichten des Zaren muß man anmerken, daß die Moskauer Diplomatie gleichzeitig die Braut für den Zaren auch in Schweden und im Kaukasus suchte (vgl. PSRL, Bd. 13, S. 329–330); diese Bemühungen krönte endlich die Ehe Ivans IV. mit der Tochter des kabardinischen Dynasten Temrjuk Ajdarovič, Maria-Kücenej, siehe B. Veselovskij, *Issledovanija*, S. 295–298; vgl. F. Kämpfer, G. Stökl, op. cit., S. 912.

<sup>19</sup>Über diesen Hochzeitszug siehe PSRL, Bd. 13, S. 407. Informationen über Katharina in Schweden, siehe SIRIO, Bd. 71, S. 509, 514, 801.

<sup>20</sup>In der Tat hatte Pušečnikow seine Botschaft mündlich vorzutragen, aber er starb zuvor an der Pest, siehe S. Arnell, *Bidrag till belysning av den baltiska fronten under det nordiska sjuarskriget 1563–1570*, Stockholm 1977, S. 208.

hatte besonderen Nachdruck auf die Angleichung der hartnäckig von der Moskauer Diplomatie betonten Statusunterschiede zwischen den beiden Monarchien gelegt, und um der formellen Gleichberechtigung willen — also um seine politischen Ambitionen zu befriedigen — zögerte er nicht, mit der Person der eigenen Schwägerin zu handeln. Gerade diesen Aspekt der Politik Eriks XIV. betrifft der von dem Rezensenten in Frage gestellte Abschnitt der Arbeit (vgl. Grala, S. 302). Nicht ohne Bedeutung für die Haltung des Königs waren auch Ivans IV. Zusagen über territoriale Konzessionen und ein militärisches Bündnis, das für Schweden angesichts des wachsenden Konflikts mit Dänemark wertvoll gewesen wäre. Es besteht kein Zweifel, daß die Verhandlungen über die Verheiratung der Jagellonin gerade während der Moskauer Mission des Nils Gyllienstierna am weitesten fortgeschritten sind; es lohnt hier, an den in den folgenden Jahren durch die zaristischen Diplomaten vorgebrachten Vorwurf zu erinnern, daß die schwedischen Gesandten sie absichtlich irreführten, indem sie die Nachricht von der angeblichen Witwenschaft Katharinas verbreiteten. Moskau hat an diese aufsehenerregende Neuigkeit eilfertig geglaubt, was durch die Entsendung der schon erwähnten Bojarendelegation an die schwedische Grenze bestätigt wird. Wie aus den oben erwähnten Fakten hervorgeht, war Erik XIV. kein willenloses Opfer eines Moskauer Diktats, sondern ein Monarch, der seine fixe Idee mit Hilfe — zurückhaltend formuliert — unkonventioneller Mittel zu realisieren versuchte<sup>21</sup>.

Die Biographie eines russischen Politikers aus der Zeit Ivans IV. sollte weder in eine Monographie der Moskauer Außenpolitik, die gegen deren ideologisches Programm polemisiert, und noch weniger in deren bibliographisches Kompendium verwandelt werden. Deswegen scheint mir der Vorwurf des Rezensenten, das Studium von H. Fleischhacker in meiner Arbeit nicht berücksichtigt zu haben (S. 121), ganz unbegründet zu sein, insbesondere da diese Habilschrift zwar eine inspirierende Publikation ist, aber bereits vor immerhin 60 Jahren entstand (Habilitation in der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität im Jahre 1937<sup>22</sup>) und sich auf eine verhältnismäßig begrenzte Quellenbasis stützt. (Dies ist gerade in dem Teil über die schwedisch-moskovitischen Beziehungen deutlich!). Um die Politik Moskaus im Ostseeraum sowohl in ihrer praktischen, als auch ideologischen Dimension zu zeigen, wir beschlossen, uns auf die Ausführungen neuerer Fachliteratur, besonders auf die umfassenden Studien von K. Rasmusen, E. Tiberg und N. Angermann, und nicht auf die Positionen, die eher für den Historiographen interessant sind, zu stützen<sup>23</sup>.

<sup>21</sup> Siehe *Pamjatniki diplomatičeskich snošenij Moskovskogo gosudarstva s Švedskim gosudarstvom*. T. I. 1556–1586, StPbg. 1910 (= SIRIO, Bd. 129), S. 136–137, 143, 154–158, 217, 232. Über die Umstände der Mission von Gyllienstierna siehe B. Nävdal-Larson, *Erik XIV, Ivan Groznyj og Katarina Jagiellonica*, Uppsala 1983, S. 29–35. Die persönliche Beteiligung des schwedischen Königs an den Vorbereitungen zu dieser abschaulichen Transaktion betont der Brief der gut in der ganzen Sache informierten Prinzessin Anna Jagellonica an ihre Schwester Sophie, die Herzogin von Braunschweig, vom 21. Januar 1568: „siostrę naszą Moskiewskiemu obiecywał, i posły swe Król Szwedzki posłał, obiecując Ks. M. Wylandzką siostrę naszą miłą“; siehe dazu: *Jagiellonki polskie w XVI wieku. Korespondencja polska królowny Zofii Jagiellonki księżnej Brunświckiej i królowej Jadwigi Jagiellonki margrabiny brandenburskiej*, wyd. A. Przeździecki, Bd. III, Kraków 1868, S. 126.

<sup>22</sup> H. Fleischhacker, *Die staats- und völkerrechtlichen Grundlagen der moskauischen Aussenpolitik (14.–17. Jahrhundert)*, Breslau 1938 (= JfGO, Beiheft I). Um der bibliographischen Genauigkeit willen ist hinzuzufügen, daß die von dem Rezensenten erwähnte 2. Auflage nicht in Darmstadt, sondern in Würzburg erschienen ist. Es ist zu bedauern, daß der Rezensent indem er diese Publikation erwähnte, die in ihr enthaltenen Elemente des politischen Präsentismus und der Abhängigkeit von der damals herrschenden „historischen Front“ nicht bemerkt hat; vgl. H. Fleischhacker, op. cit., VII–IX.

<sup>23</sup> Vgl. H. Grala, *Ivan Michajlov Viskovatj* (dem Index gemäß).

Zum Schluß noch einige Ergänzungen und Verbesserungen in Einzelfragen. Entgegen der Meinung des Rezensenten konnte Viskovatyj — als der Kanzler des Zaren während der diplomatischen Audienzen nicht mit einem — sowohl dem Rang als auch dem Format nach großen Staatssiegel um den Hals (S. 119–120) auftreten. Das in einem der deutschen Flugblätter erwähnte Siegel des Monarchen, das der Moskauer Würdenträger „am Hals getragen“ hat, ist ein Siegel niedrigeren Ranges, das sog. „vorotnaja“: Es diente zum Siegeln von innerstaatlichen Akten, besonders der Antworten auf die Bittgesuche von Untertanen, und war Attribut des Vorstehers des Siegelamtes (Pečatnoj Prikaz). Dieses Problem wurde übrigens in unserer Monographie besprochen (Grala, op. cit., S. 240)<sup>24</sup>. Die Bezeichnung von Gyllenstierna als Unterhändler (S. 121) mindert unnötig den Rang des schwedischen Diplomaten während seiner Moskauer Mission im Jahre 1567. In Wirklichkeit war er damals Kanzler der schwedischen Krone und trat auf als „der große Abgesandte“ Eriks XIV.; der benutzte Terminus wäre nur für einen Gesandten niedrigeren Ranges (der Moskauer Amtssprache zufolge „der Bote“) angebracht, während der schwedische Würdenträger hingegen über die höchstmögliche Vollmacht verfügt hat<sup>25</sup>. Abgesehen von den Absichten Ivans IV. und dem Grad seines Wissens über die innerdynastischen Auseinandersetzungen unter den Angehörigen der Vasa-Familie kann der Ehemann von Katharina Jagellonica während der besprochenen Verhandlungen weder als König (so S. 122), noch als „Herzog von Schweden“ (S. 121) bezeichnet werden, ihm kam nämlich nur der bescheidene Titel des Herzogs von Finnland zu. Die von mir in der Arbeit gegenüber Viskovatyj benutzte Form „Ivan Michajlov“ oder „Ivan Michajlovič“ ist in keinen Fall ein Beweis für Vertraulichkeit (vgl. S. 121), sondern eine Folge angemessener Zurückhaltung im Umgang mit dem Quellenerbe und des Respekts für die soziale Position Viskovatyjs. Übrigens nennen ihn die damaligen Quellen, und zwar nicht nur die Moskauer konsequent mit Namen und Vatersnamen (gewöhnlich mit -ič)<sup>26</sup>.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß unabhängig von den zwischen dem Verfasser und dem Rezensenten festgestellten deutlichen Unterschieden in der methodologischen Stellung sowie Verschiedenheit der Inspiration historiographischer Natur — der überwiegende Teil der von Kämpfer vorgebrachten Vorwürfe keine Stütze in dem Text des Buches selbst findet und sich um so mehr sogar auf Nichtbeachtung der in ihm enthaltenen Inhalte gründet. Deswegen auch der spezifische Ton der vorliegenden Antwort, die sich sehr oft auf entsprechende — und durch den Rezensenten anscheinend übersehene — Abschnitte des Buches beruft. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß ein großer Teil dieser energischen Kritik aufgrund der von dem Rezensenten signalisierten Schwierigkeiten bei der Lektüre der Arbeit (S. 122) entstanden ist. Aber ich gebe gerne zu: Das Buch ist keine leichte Lektüre, allein schon aufgrund seines beträchtlichen Umfangs und wegen seines reichen Apparates. Auf den letzten der vom Rezensenten erwähnten Mängel — die unvollkommene editorische Form — hatte ich leider keinen Einfluß.

<sup>24</sup>Über das „Vorotnaja“-Siegel, siehe H. Grala, op. cit., S. 240; vgl. idem, *K izučeniju*, S. 81–82. Siehe auch E. I. Kamenceva, N. V. Ustiugov, *Russkaja sfragistika i geraldika*, izd. II, Moskwa 1974, S. 190.

<sup>25</sup>B. Nävdal-Larson, op. cit., S. 20, 29–35; siehe auch Bericht der schwedischen Diplomaten (*En svensk beskickning till Ryssland under Erik XIV's regening 1566–1569*, Historisk tidskrift, 1887, 3).

<sup>26</sup>Siehe SIRIO, Bd. 71 und 129 (dem Index gemäß); Ch. Proksch-Treplin, op. cit., S. 91–92; BN w Warszawie, rkp. 9100, K. 200.

ANDRZEJ LEON SOWA  
(Kraków)

ODPOWIEDŹ NA RECENZJĘ TERESY ZIELIŃSKIEJ  
z mojej pracy: *Świat ministrów Augusta II. Wartości i poglądy funkcjonujące  
w kręgu ministrów Rzeczypospolitej w latach 1702–1728*, Kraków 1995

Przyznaję, iż niechętnie zabieram głos, i to nie tylko z powodu skrajnie krytycznego stanowiska Recenzentki w sprawie wartości moich dociekań, ale także dlatego, że problematyką czasów saskich nie zajmuję się już od wielu lat. Recenzowana praca została napisana ponad dwadzieścia lat temu i wydałem ją zachęcany do tego przez grono osób nadal profesjonalnie zajmujących się tą epoką. Nie jest to żadne usprawiedliwienie, gdyż mam wrażenie, że gdybym przygotowywał tę pracę obecnie, jej założenia metodologiczne, konstrukcja i wykorzystany materiał źródłowy — a więc te elementy, które budzą największe zastrzeżenia Teresy Zielińskiej — pozostałyby podobne.

Praca została bowiem pomyślana jako próba wykorzystania przy badaniach historycznych pojęć i konstrukcji stosowanych w socjologii i psychologii społecznej. Swoimi zainteresowaniami starałem się objąć konkretną grupę ludzką, grupę tworzoną nie w sposób sztuczny, a więc konstruowaną według dobranych przez badacza określonych kryteriów, takich jak na przykład płeć, wiek, zawód czy religia, ale taką, która istnieje w sposób realny. Taką grupą może być na przykład rodzina, wycieczka autobusowa, klasa szkolna czy jakaś grupa zadaniowa. Podstawową cechą takiej grupy jest stałe komunikowanie się werbalne lub pisemne jej członków. W swoich badaniach socjolog czy psycholog społeczny ma tę przewagę nad historykiem, że sam jest w stanie za pomocą różnego typu ankiet lub obserwacji tworzyć źródła potrzebne do analizy wybranej przez siebie zbiorowości. Historyk takiego komfortu nie ma i może korzystać tylko z tego materiału, jaki już został wytworzony. W moim przekonaniu podstawowymi materiałami charakteryzującymi daną grupę mogą być tylko takie, które powstały jako środek komunikacji między jej członkami, a więc w przypadku badania grup historycznych — listy.

Recenzentka wyraża pretensje, że wymieniam tylko jedną definicję grupy ludzkiej, sformułowaną przez Stanisława Mikę. Tę definicję przyjąłem jako podstawę moich dalszych rozważań i chyba przytaczanie innych miałoby w tej sytuacji tylko charakter ozdobników. Wywody T. Zielińskiej — w sprawach dotyczących przyjętych przeze mnie założeń — z natury rzeczy streszczają moje argumenty w sposób na tyle ogólny, że zainteresowanych zachęcałbym jednak do zapoznania się ze wstępem do mojej pracy. Odnoszę to zwłaszcza do kwestii, czy ministrowie stanowili grupę w sensie przyjętej przeze mnie definicji, zaczerpniętej z psychologii społecznej. Nadal będę się upierał, że łączył ich wspólny cel, jakim było rozwiązywanie problemów z dziedziny zarządzania państwem. Uważam także, że grupa ta miała strukturę wewnętrzną, i nie jest istotne, czy była ona bardziej, czy mniej spójna. Ponadto, inaczej niż to pisze

Recenzentka, przynajmniej część ministrów w zależności od potrzeby zbierała się w swoim własnym gronie, aby rozwiązywać aktualne sprawy państwowe (s. 14). W moim przekonaniu łączyły ich (nie twierdzą, iż bardzo ściśle) pewne normy zachowań, wynikające z uznania, że sam fakt bycia ministrem obliguje ich do wspólnego wykonywania określonych zadań.

Chciałbym też zaznaczyć, że we wstępnej fazie przygotowywania mojej pracy stwierdzenie faktu, czy ktoś sprawował urząd ministerialny posłużyło jedynie do ustalenia listy osób, które zamierzałem poddać dalszym badaniom. Kryterium decydującym o zaliczeniu konkretnych osób do grupy było to, czy prowadziły między sobą korespondencję i jak intensywna ona była. Dlatego wielu ministrów nie zostało w ogóle uznanych za członków rozpatrywanej przeze mnie zbiorowości. Dla mnie bowiem — piszę o tym szeroko we wstępie — jednym z najważniejszych kryteriów świadczących o istnieniu grupy był fakt utrzymywania przez jej członków stałych kontaktów, czego dowodem jest pozostawiona przez nich korespondencja i to w znacznym stopniu odnosząca się do spraw związanych ze sprawowanymi przez nich funkcjami ministerialnymi. W moim przekonaniu ta potrzeba wymiany poglądów, wypracowania wspólnych stanowisk w wielu istotnych kwestiach jest świadectwem przynajmniej dążenia do integracji tych osób bez względu na to, czy one były formalnie słabiej, czy silniej ze sobą powiązane; nie jest też istotne, że ich światopogląd niewiele różnił się od ideologii ogółu szlachty — co stwierdzić można było dopiero w wyniku przeprowadzonej analizy materiału źródłowego.

Jak pisze Recenzentka: „drugim ważnym mankamentem książki jest radykalne ograniczenie podstawy źródłowej do jednego tylko zbioru listów” (s. 100). T. Zielińska nie dodaje, iż liczy on około 4 tysięcy jednostek, wymagał kilkuletniej analizy, a więc mogłem zakładać, że stanowi wystarczającą podstawę do formułowania na jego podstawie określonych wniosków. Korespondencja wydaje się Recenzentce „źródłem zbyt ubogim i jednostronnym, aby stanowić jedyną podstawę badań” (s. 100) nad tematyką, którą się zajmowałem. Poszerzenie jednak badań o inne materiały wytworzone poza analizowaną grupą zasadniczo zmieniałoby przyjęte kryteria, zakładające właśnie wyłączone operowanie materiałem stanowiącym odbicie kontaktów członków wyodrębnionej uprzednio grupy. Zresztą sama Recenzentka wskazuje głównie na różne kolekcje listów, których nie wykorzystałem, pisanych ponadto do innych adresatów. Nie jest jednak w stanie wykazać, na ile wykorzystanie następnych kilku tysięcy listów generalnie zmieniloby wnioski wypływające z mojej pracy. Przypominam, iż nie poszukiwałem w nich informacji o faktach, ale ocen i opinii, mogących określać umysłowość nie tyle nawet pojedynczych osób, ile pewnej większej zbiorowości. Rzeczywiście praca, która próbowałaby wydobywać głównie cechy indywidualne poszczególnych osób, musiałaby być skonstruowana inaczej i odwoływać się do innych materiałów źródłowych. Recenzentka ma pretensje, że w wybranych przeze mnie cytatach „uwidacznia się przerost zwrotów konwencjonalnych nad istotnymi informacjami, nieszczerłość i powierzchowność ocen” (s. 100). W moim przekonaniu zachowania konwencjonalne (np. religijne) to jeden z istotniejszych sposobów werbalizowania wyznawanego systemu wartości, a nieszczerłość i, jak chce T. Zielińska, powierzchowność ocen — czyż nie są właśnie elementami charakteryzującymi umysłowość członków grupy?

Oceniając wnioski wynikające z pracy Recenzentka uznała, że zebrałem „pewne interesujące materiały, zwłaszcza w rozdziałach poświęconych poglądom na sprawy międzynarodowe i na stosunki wewnętrzne Rzeczypospolitej. Ciekawe konstatacje niktą jednak wśród nieporównanie liczniejszych banalnych frazesów i wielokrotnie

już powtarzanych truizmów” (s. 99–100). Szkoda, że T. Zielińska nie precyzuje, czy te „frazesy” i „banały” to skutek mojej nieporadności w trakcie analizy materiału źródłowego, czy też może wynikają one z charakteru komentowanych źródeł. Jednorodny i masowy materiał, jakim dysponowałem, potraktowałem analogicznie do danych zbieranych współcześnie w celu prowadzenia badań opinii publicznej — pamiętając o całej metodologicznej nieporównywalności tych operacji. Podobnie, jak w sondażach opinii publicznej, gdzie nie wszystkie wyniki odpowiadają naszym przekonaniom, a mogą nas wręcz bulwersować, i ja starałem się formułować takie wnioski, jakie wynikały z analizowanego przeze mnie materiału źródłowego. Toteż Recenzentka ma rację, kiedy pisze, że starałem się „odciąć od całej swej wiedzy o epoce czerpanej z innych źródeł” (s. 101). Wiedzę tę — bardziej z potrzeby wykazania znajomości epoki — dokumentowałem w przypisach, które w pierwotnej maszynopiśmiennej wersji pracy — dostępne w Bibliotece Jagiellońskiej — liczyły niewiele mniej stron od tekstu podstawowego.

Gdy T. Zielińska przechodzi do konkretnych zarzutów, wtedy czasami ułatwia sobie zadanie. I tak ma pretensje, iż nie dostrzegam „wybitnych osobistości, które wtedy występowały, jak Michał Czartoryski czy Stanisław Poniatowski” (s. 101). Pozwolę sobie zacytować fragment wstępu mojej pracy: „Korespondencja odzwierciedla opinie pierwszej generacji ministrów Augusta II. Jak wiadomo, w połowie lat dwudziestych doszło do głosu młodsze pokolenie w osobach podkanclerzych: litewskiego Michała Czartoryskiego i koronnego Jana Lipskiego, a także podskarbiego litewskiego Stanisława Poniatowskiego. Działalność i poglądy tych coraz bardziej wpływowych ministrów nie znalazły praktycznie odbicia w analizowanym zbiorze listów. Także i to wskazuje na następujący po 1717 roku upadek znaczenia i aktywności poprzedniej generacji” (s. 22).

Podobnie nie twierdziłem, iż nieznanomość języków zachodnich była podstawową przyczyną pominięcia Atanazego Miączyńskiego przy obsadzaniu przez króla stanowiska podskarbiego wielkiego. Analizując różne czynniki, napisałem, że „także” ten aspekt mógł odegrać jakąś rolę (s. 61).

Jak słusznie pisze T. Zielińska: „Zjawisko upadku morale wojska wiąże Autor z jego sytuacją w latach 1707–1709, kiedy żołnierze utrzymywani w gotowości do walki, nie uzyskując sukcesów militarnych, utracili wiarę we własną zdolność bojową. Chciałoby się wiedzieć, na czym oparta jest ta hipoteza, gdyż nie została udokumentowana” (s. 99). Trochę zdumiewa mnie żądanie Recenzentki, abym udokumentował — jak sama pisze — hipotezę. O ile mi wiadomo z nauki logiki, w tym przypadku ważna jest prawdziwość przesłanek, a tych T. Zielińska nie kwestionuje. Prawidłowość, że wojsko, którego dowódcy unikają walki, które, nie odnosząc sukcesów bojowych, nie ma wiary we własne siły, była wielokrotnie opisywana w pracach teoretyków wojskowości (m.in. Clausewita) oraz historyków wojskowości. Upadek dyscypliny w wojsku, paniczny strach przed Szwedami, wreszcie przekonanie, że właściwie nadaje się ono tylko do prowadzenia działań partyzanckich, a nie jest w stanie sprostać przeciwnikowi w otwartym polu, także chyba wzmacnia moją ocenę przyczyn złego stanu wojska.

Na zakończenie chciałbym Teresie Zielińskiej podziękować za trud włożony w przygotowanie recenzji, zwłaszcza że dopiero wtedy, gdy prezentowane stanowiska tak znacznie się różnią, jak ma to miejsce w wypadku Recenzentki i moim, krytyka i dyskusja nabierają właściwego sensu.

Etsuo Yoshino

# POLSCY CHŁOPI

w XX wieku

podejście  
mikro-deskrytywne

*Semper*



TERESA ZIELIŃSKA

(Warszawa)

## ODPOWIEDŹ RECENZENTKI PANU ANDRZEJOWI L. SOWIE

Andrzej L. Sowa obrał jako przedmiot rozważań kulturę umysłową (w tym zwłaszcza poglądy i opinie) wybranego środowiska ministrów epoki Augusta II. Postanowił posłużyć się w opracowaniu tego tematu pojęciami i metodami stosowanymi w socjologii i psychologii społecznej. Wbrew zdaniu Autora uważam, że przyjęcie tych metod spowodowało utrudnienie i ograniczenie realizacji podjętych zamierzeń.

Powtórzę, że taki niekorzystny wpływ miało przede wszystkim zastosowanie postępowania wzorowanego na działaniach socjologa przeprowadzającego metodą ankiety badania współczesnej opinii publicznej. Oznacza to, że Autor odcina się od całej swej wiedzy o epoce i badanej problematyce, poprzestając na danych zebranych według ustalonego kwestionariusza od wytypowanego przez siebie grona ankietowanych.

Wiąże się to z radykalnym ograniczeniem podstawy źródłowej badań do korespondencji i w dodatku do jednego jej zbioru. W pojęciu Autora miało to służyć ukazaniu wybranego środowiska (czyli socjologicznej grupy ludzkiej) we wzajemnych stosunkach będących przejawem jego spójności. Opracowanie tematu zostało niejako uzależnione od wytypowanego źródła, skoro dobór grupy ministrów dokonywany był na podstawie ich listów zachowanych we wspomnianej korespondencji. Brak tych listów eliminował danego ministra z rozważań. Na tej zasadzie wykluczeni zostali wybitni politycy (o których upominałam się w recenzji) Michał Czartoryski i Stanisław Poniatowski, mimo iż w założeniach wstępnych (na s. 7) wyrażał Autor zamiar uwzględnienia wszystkich ministrów z lat 1702–1728. Z powodu braków w tym kluczowym źródle pominięte też zostały niektóre lata panowania Augusta II. Jak można przypisywać stanowi zachowania materiałów źródłowych tak decydującą rolę, skoro nie wiemy, czy brak w nim listów jakiegoś ministra nie wynika z ich zniszczenia w nieznanymi okolicznościach, a nie z uchylania się przez niego od kontaktów z grupą? Czy nie należało więc próbować uzupełnić te luki przy pomocy innych źródeł? Autor uważa, że przeanalizowanie około czterech tysięcy listów zwalnia od dalszych poszukiwań. Jestem zdania, że skoncentrowanie tak wielkiego trudu na jedynym źródle mija się z celem. Wiadomo, że przy studiowaniu jednorodnych źródeł masowych osiąga się w pewnym momencie etap, od którego wiadomości z nich zaczynają się powtarzać, a ich zakres już się nie poszerza. Zamiast tego pożyteczniej byłoby pewnie uwzględnić inne źródła, w tym także listy kierowane do adresatów, wobec których mogliby ministrowie prezentować swe poglądy i opinie w sposób odmienny niż w podstawowym źródle Autora. Poza tym, czy naprawdę tylko korespondencja ukazuje wymianę myśli między ministrami? Czy nie znalazłoby się pewnych informacji także w diariuszach sejmowych, protokołach rad senatu itp.? Kwerenda w takich źródłach wydawałaby się celowa.

Wspomniane ograniczenia podstawy źródłowej rzutują również na argumenty Autora przemawiające za tworzeniem przez ministrów grupy ludzkiej w rozumieniu socjologii. A. L. Sowa uważa utrzymywanie przez to grono stałych kontaktów korespondencyjnych za potwierdzenie istnienia wspomnianej grupy. Korespondowanie należało jednak do obyczajów ówczesnego środowiska magnackiego, a nasilenie w związku z piastowaniem urzędu ministerialnego, o którym zapewnia Autor, nie zostało w jego wywodach potwierdzone. Konstatacja, że ministrów łączył wspólny cel, którym było zarządzanie państwem, jest anachronizmem w świetle pojęć omawianej epoki, jak również naszej znajomości ówczesnego funkcjonowania Rzeczypospolitej. Nie można wprawdzie negować wpływu pieczętarzy i hetmanów na bieg życia publicznego, ale jaką rolę odgrywał w nim np. marszałek nadworny litewski, jeśli nie wspierała go określona koteria? Autor powtarza swe tezy o strukturze wewnętrznej grupy ministrów, popierając je dwoma przykładami konferencji odbywanych przez tych dostojników i zapewnieniem, że odbywały się one wielokrotnie. Jeśli nawet tak było, czy nie były to narady przedstawicieli określonych kręgów elit politycznych, a nie wyłącznie ministrów i nie w pełnym składzie tego grona? Za nie udowodnioną uważam nadal tezę o specyficznych normach zachowań ministrów. Wreszcie — upominałam się o poszerzenie informacji na temat aktualnego stanu badań z dziedziny socjologii, która ma być nauką inspirującą badania Autora, w zakresie jego rozważań. Czy można to nazwać mnożeniem ozdobników?

Co do hipotezy odnoszącej się do morale wojska w latach 1707–1709 przyznaję Autorowi rację. Użyłam niewłaściwego słowa, pisząc o jej udokumentowaniu, gdyż powinnam była wspomnieć o braku jakiegokolwiek odniesienia już nie do źródeł, ale choćby do stanu badań w tej kwestii, niezależnie od ogólnych poglądów teoretyków wojskowości. Przeoczyłam rzeczywiście ważne tutaj słowo „także” przy wzmiance o pominięciu A. Miączyńskiego przy nominacji na podskarbstwo wielkie, gdyż zajmowały mnie główne przyczyny tego faktu. Stwierdzam też, że Autor nie miał powodu, aby o nich wspominać.

Na koniec chciałabym podkreślić, że, podobnie jak Autor, uważam za pożyteczną dyskusję, która ukazuje, zresztą nienowe na gruncie humanistyki, odmienności w widzeniu tej samej kwestii. Mam więc nadzieję, że ta wymiana zdań między nami służy w jakimś stopniu wzbogaceniu nauki historycznej.